

# Pathos geht auch anders

Der Fotograf Andreas Mühe hat ein Gespür für die empfindlichen Punkte der deutschen Seele

SARAH PINES

Menschen, die einsam dastehen, abgewandt. Denken sie nach? Oder urinieren sie in die Landschaft? Um sie herum fahles Licht, Felsen, Wälder und holprige Böden, Schnee, Leere. Die Bilder von Andreas Mühe versetzen uns in eine seltsame Stimmung. Die Szenen wirken vergangen und zugleich gegenwärtig, wie ein Film, der nie gedreht wurde oder den es einmal gab, vielleicht. Betrachter fühlen sich, als platzen sie in Geschichten herein, die bereits begonnen haben und noch weitergehen, obwohl sie selbst gleich schon wieder gehen müssen. Sieht man Dinge, die waren oder die sind?

Im letzten Sommer zeigten die Hamburger Deichtorhallen Werke von Andreas Mühe unter dem Titel «Pathos als Distanz». Es war der Versuch, das Deutschlandbild des 1979 in Karl-Marx-Stadt geborenen Fotografen zu konstruieren. Zu sehen waren Bilder aus Serien wie «Obersalzberg» (dem Feriendomizil Adolf Hitlers), «Jagd» oder «Haltung». Gleichzeitig ist unter dem gleichen Titel auch ein Bildband erschienen.

## Der Wald, der deutsche Wald

Der Band fasziniert und verstört. Mühe fotografiert, was in Deutschland aus historischen Gründen unterdrückt wird: pompöse Körper, SS-Uniformen, die Schönheit des Obersalzbergs. Und er fotografiert serienweise und fast wahnhaft Sachen wie Christbaumkugeln oder den Wald, dem die Deutschen so humorlos-verkitscht und mit so viel pommerischem Revierförstergehabe begegnen wie sonst nichts.

Der Sohn des verstorbenen Schauspielers Ulrich Mühe ist einer der bekanntesten deutschen Fotografen. Er fotografiert, analog und mit Grossbildkamera, sorgfältig arrangierte Orte deutscher Kultur und Politik. Und das mit theatralischem Ernst und Ironie: ein Soldat im Schnee, der mit gesenktem Kopf



Empfang in der italienischen Botschaft in Berlin, 2009. Die Bilder von Andreas Mühe haben etwas Surreales. ANDREAS MÜHE / © PRO LITTERIS

an einem Baum lehnt (macht er seine Hose auf, ist er müde?), Thilo Sarrazin im Grau in Grau seines Heimbüros, Egon Krenz beim Heckenschneiden oder Angela Merkel: Schwarz auf dem umstrittenen Wahlkampfplakat von 2009 – Mühe trug den Spitznamen «Kanzlerinnenfotograf», weil er Merkel auf Reisen begleitete.

Angela Merkel ist auch Thema in der Serie «A. M. – Eine Deutschlandreise», die Mühe berühmt machte – da wird sie allerdings nachgestellt. Mit abgewandtem Kopf und im farbigen Jackett schaut

«Merkel» hinter der Panzerglasscheibe einer Limousine hinaus zu Orten, von denen nur Ausschnitte zu sehen sind: zur Zugspitze, zur Loreley, zur Oder. Andere Bilder zeigen Schusswunden und aufgeschnittene Häuse von erlegtem Wild. Oder falbe Wohnhäuser zwischen dünnen Winterbäumen (die ehemalige SED-Waldsiedlung in Bernau). Walter Ulbricht und Erich Honecker lebten dort, auch ihre Wohnstätten und Büros fotografierte Mühe. Es geht ihm um vertraut wirkende Orte und um Posen der Macht und ihrer Verherrlichung.

Viele von Mühes Bildern, die auf die nationalsozialistische Ästhetik anspielen oder sie reproduzieren, erinnern an Aufnahmen von Walter Frenz, dem Lieblingsfotografen von Hitler. Wald, Jagd, Uniformen und damit Assoziiertes wie Tod, Eid, Hingabe, das alles sind Symbole des nationalsozialistischen Massenpathos. Ihre Ästhetisierung ist politisch fragwürdig und unangemessen. Aber warum klappt das, was eigentlich nicht geht, bei Mühe so gut? Warum sind Bilder, die sich klar an die Ästhetik des Nationalsozialismus anlehnen, bei ihm

alles andere als provokante Retrofotografie oder ein von Kollektivschuld getränkter Blick auf Uniformen?

Weil Mühes Bilder eben doch ganz anders sind. Sie zeigen nicht die Masse, keine Massenaufläufe und Herdenmomente. Und er zeigt das Pathos nicht als Kitsch und Klage. Die Menschen auf seinen Bildern sind einsam, klein. Sie sind voller zaghafter, seltsamer Gesten – sie starren leer, bäumen sich ungenau auf, und wenn sie Haltung bewahren, dann tun sie das so beflissen wie verkniffen.

## Einsam, klein und zaghaft

«Pathos als Distanz» – der Titel des Buches ist rätselhaft, zweideutig. Die Bilder sind es auch. Da findet sich neben dem blutig vernarbten Oberkörper des Rammstein-Leadsängers Till Lindemann ein Auszug aus Florian Illies' Buch «1913», besser gesagt ein dort wiedergegebenes Zitat aus einem Brief von Georg Trakl: «Ich sehne den Tag herbei, an dem die Seele in diesem armseligen, von Schermer verpesteten Körper nicht mehr wohnen wollen und können, an dem sie diese Spottgestalt aus Kot und Fäulnis verlassen wird, die ein nur allzu getreues Spiegelbild eines gottlosen verfluchten Jahrhunderts ist.»

Georg Trakl, Gottfried Benn, Hölderlin, Heine, Nietzsche – in Deutschland gibt es eine Tradition von Literaten, deren Pathos nicht in kitschiger Klage bestand, sondern darin, wie ein fremder, verirrt Wanderer an der Deutschstümelei entlangzuziehen. Stefan George, in dessen Namen Graf Stauffenberg das Attentat auf Hitler verübte, glaubte an ein geheimes Deutschland: an eine ästhetisierte Lebensform jenseits der Norm. Und er glaubte an die Zweideutigkeit von Heldenposen. Andreas Mühe auch, denkt der Betrachter beim Anblick des Soldaten im Schnee.

Andreas Mühe: Pathos als Distanz. Kehrer-Verlag, Heidelberg 2017. 260 S., Fr. 79.90.

# Überlebt das Lied im Reduit?

Bei der Schubertiade sorgt man sich um die Zukunft des klassischen Liederabends – doch es gibt Anlass zur Hoffnung

MARIANNE ZELGER-VOGT, SCHWARZENBERG

Die Oper floriert, Starsänger halten das Rennen um teure Festspielkarten in Schwung, selbst zeitgenössische Werke können – wie Aribert Reimanns «Lear» erst jüngst in Salzburg bewiesen hat – repertoire- und festivalfähig werden, Barock- und vergessene Belcanto-Opern sind zu Zugstücken geworden, Heerscharen gut ausgebildeter Sängerinnen und Sänger drängen aus aller Welt auf die Musiktheaterbühnen Mitteleuropas. Doch die intimste Gattung der Gesangskunst, das Lied, wird von dieser Erfolgswelle nicht mitgetragen.

Im Gegenteil, das Lied führt in den grossen Musikzentren zunehmend ein Schattendasein. Hatten auch mittel-grosse Städte vor 30, 40 Jahren Abonnements für Liederabende ebenso im Kulturangebot wie solche für Orchester- oder Kammermusik, finden Liederabende heute nur noch punktuell Eingang in die Programme der Konzert- und Opernhäuser. Wie lässt sich erklären, dass eine so traditionsreiche Gattung derart aus dem Zentrum an den Rand des Musiklebens geraten ist?

## Eine Schule des Hörens

Als Intendant der Schubertiade in Schwarzenberg und Hohenems ist Gerd Nachbauer ständig mit dieser Frage konfrontiert. Er hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, dem Lied einen Zufluchtsort im Bregenzwald zu schaffen. Der 1951 geborene Hohenemser war 1976 mit dem Bariton Hermann Prey Mitbegründer des Schubert-Festivals in Vorarlberg; seit 1980 leitet er es als Geschäftsführer und Intendant. In

den gut vier Jahrzehnten hat sich das Festival gewandelt. Mit den Counter-tönen hat die Barockmusik Einzug gehalten, Zeitgenössisches findet heute ebenso Platz in den Programmen wie Kompositionen aus anderen Kulturkreisen. Aber auch die Präferenzen des Publikums haben sich verändert. Nachbauer konstatiert, dass sich Konzerte mit Instrumentalmusik heute leichter verkaufen als Liederabende, dies gilt es bei der Planung zu berücksichtigen.

Träger und Bewahrer der Liedtradition seien primär die Sänger, meint Nachbauer. Während Interpretieren wie Prey, Fischer-Dieskau, Christa Ludwig oder Janet Baker längere Perioden in ihrem Kalender für Liederabende reserviert hätten, widmeten heutige Stars ihre Zeit vorwiegend der Oper und placierten Liederabende quasi in den Lücken zwischen den Opernengagements.

Ohne klangvolle Namen lassen sich aber die Konzertsäle nicht füllen. Deshalb spannt Nachbauer junge, noch kaum bekannte Sänger gern mit «Zugpferden» zusammen, seien es namhafte Begleiter oder berühmte Gesangspartner. Andere bekommen eine Chance als Einspringer. So ist der junge Schweizer Tenor Mauro Peter, Schüler des seit 1980 mit der Schubertiade verbundenen grossen Liedbegleiters Helmut Deutsch, vom Zufalls- zum gefeierten Stammgast des Schubert-Festivals geworden.

Nachbauer ortet die Gründe für das nachlassende Interesse an der Gattung Liedgesang jedoch auch auf der Publikumsseite. Anders als manche Sachverständige misst er dem Umstand, dass in den Schulen kaum mehr Gedichte und Balladen gelesen und auswendig gelernt werden, keine grosse Bedeutung bei.

Obwohl Liedkompositionen auf lyrischen Texten basieren, hält er den musikalischen Zugang für entscheidend, und da sei durch das weitgehende Verschwinden des häuslichen Musizierens ein Traditionsbruch entstanden. Wer über eigene Erfahrungen als Instrumentalist oder Sänger verfüge, höre differenzierter und nehme die Musik bewusster wahr, setze sich intensiver mit dem Gehörten auseinander. Da sieht er die Schulen und die Eltern in der Pflicht. Ein Festival wie die Schubertiade könne diese erzieherische Aufgabe nicht übernehmen. Mit öffentlichen Meisterkursen von Interpretieren wie Andrés Schiff, Thomas Quasthoff oder Thomas Hampson betreibt sie aber nicht nur Nachwuchsförderung, sondern ermöglicht es auch den Hörern, ihr Ohr zu schulen und ihr Musikverständnis zu vertiefen.

Lebendig bleibt die Tradition aber nur in den Konzerten selbst. Und da ist die Kunst der richtigen Programmierung gefragt. In dieser hat es Nachbauer zur Meisterschaft gebracht: Jedes Jahr gilt es, die richtige Mischung von Komponisten- und Interpretennamen, von Vokal- und Instrumentalmusik, von Männer- und Frauenstimmen, etablierten und jüngeren Sängern, Klavier- und Kammermusik zu finden, um die attraktiven Säle in Schwarzenberg und Hohenems mit internationalen Besuchern zu füllen.

Es gibt für den Intendanten denn auch kein schöneres Kompliment, als wenn ihm Konzertbesucher versichern, die Schubertiade entschädige sie auf höchstem Niveau für all die Liederabende und Kammermusikkonzerte, die bei ihnen zu Hause in den Städten abgebaut worden seien. Der Prognose des auch bei der Schubertiade sehr ge-

schätzten Pianisten Igor Levit, die Programme und Präsentationsformen klassischer Konzerte würden sich in Zukunft stark verändern, pflichtet er in Bezug auf sein Festival nicht bei, dieses Publikum wolle nichts «Ausgefallenes».

## Reizvolle Kontraste

In zwei Klavierrezitalen und zwei Liederabenden am ersten Wochenende der letzten diesjährigen Konzertperiode in Schwarzenberg ist denn auch zu erleben, welche Vielfalt an musikalischen Idiomen und Lesarten der Konzertbetrieb auch in seiner traditionellen Form noch immer zu bieten vermag. Mit stupender Virtuosität, die Tempi ins Irrwitzige steigend, bei aller Kraftentfaltung jedoch klar strukturiert spielt Khatia Buniatishvili die Beethoven-Schwergewichte «Pathétique» und «Appassionata», Liszts «Mephisto-Walzer» Nr. 1 und die Ungarische Rhapsodie Nr. 2 sowie Schuberts «Gretchen am Spinnrade» in der Bearbeitung von Liszt.

Welcher Kontrast dazu zwei Stunden später Elisabeth Kulmans Liederabend: Ganz in sich ruhend, von Eduard Kutrowatz subtil begleitet, gibt sie den beziehungsreich zusammengestellten Liedgruppen von Schumann und Schubert den satten Wohlklang ihres warm timbrierten, die Register nahtlos verschmelzenden Mezzosoprans und bricht das Sentiment der Schubert-Lieder augenzwinkernd auf mit eingestreuten Werken des 1941 geborenen österreichischen Dirigenten und Komponisten Herwig Reiter, der Texte von Erich Kästner vertont hat.

Der Gegensatz von Schlichtheit und effektvoller Allüre prägt auch das Kla-

vierrezital und den Liederabend des folgenden Tages. Der Pianist Christian Zacharias spürt in seinem Programm mit dezidiertem Zugriff und eminenter Anschlagkultur Spielarten des Tänzerischen in Schuberts und Ravels Zyklen der «Valse nobles et sentimentales» und in den «Davidsbündlertänzen» von Schumann nach. Der Tenor Piotr Beczala und sein Begleiter Helmut Deutsch verwandeln den intimen Angelika-Kauffmann-Saal danach für zwei Stunden in eine Opernbühne.

Liebe, Sehnsucht, Abschied und Tod bildeten die thematische Klammer zwischen dem italienischen und dem polnischen Teil seines Programms, wobei die Gegenüberstellung von Stefano Donaudy, Ermanno Wolf-Ferrari, Ottorino Respighi und Francesco Paolo Tosti und ihren polnischen Zeitgenossen Karol Szymanowski, Mieczyslaw Karłowicz und Stanislaw Moniuszko reizvolle Parallelen offenbart.

Hatte Beczala schon in den Canzoni nicht gezeitigt mit üppig strahlenden Spitzentönen, so verrät die gestalterische Sorgfalt, die er in animierter Partnerschaft mit Helmut Deutsch auf die Lieder aus seiner polnischen Heimat verwendet, dass ihm diese ein Herzensanliegen sind. Die Bilanz dieses Wochenendes: vier praktisch volle Säle, ein aufmerksames, begeisterungsfähiges Publikum, eine reiche musikalische Ernte. Zumindest bei der Schubertiade sind Liederabende definitiv keine aussterbende Konzertform.

Die nächste Schubertiade findet vom 5. bis 8. Oktober in Hohenems statt. Mitwirkende sind Pavol Breslik, Krassimira Stoyanova, Sabine Meyer, Thomas Hampson und andere,